

ANTONIO FIAN, STEFAN GMÜNDNER

**Literatur - Landschaft - Identität.
Autor*innen-Begegnungen in
Oberösterreich, Kärnten und
Vorarlberg.**

FRANZ-MICHAEL-FELDER-ARCHIV | BREGENZ

ROBERT-MUSIL-INSTITUT/MUSILHAUS | KLAGENFURT

STIFTERHAUS | LINZ

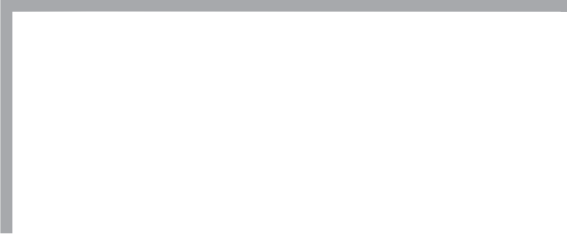
STEFAN KUTZENBERGER, VERENA ROßBACHER

In einer kleinen Rundreise durch die Literaturhäuser Oberösterreichs, Kärntens und Vorarlbergs finden Gesprächsveranstaltungen mit Autor*innen aus den jeweiligen Bundesländern statt, wobei je zwei Häuser den Abend gestalten und das dritte zu Gast sein wird. Als Grundlage für die Gespräche werden von den Autor*innen Statements vorbereitet, die sich mit Fragen zum Herkunftsland, dem eigenen Schreiben und einem möglichen Zusammenhang auseinandersetzen. Die geladenen Autor*innen sind Antonio Fian (Klagenfurt), Stefan Kutzenberger (Linz) und Verena Roßbacher (Bregenz). Gesamtmoderator der Veranstaltungen ist der Literaturkritiker und Autor Stefan Gmünder.

Adalbert-Stifter-Institut des Landes Oberösterreich/StifterHaus,
Linz; 12. Jänner 2023, 19:30 Uhr / mit Verena Roßbacher (für
Vorarlberg) und Stefan Kutzenberger (für Oberösterreich)

Franz-Michael-Felder-Archiv der Vorarlberger Landesbibliothek,
Bregenz; 8. März 2023, 19:30 Uhr / mit Antonio Fian (für Kärnten) und
Verena Roßbacher (für Vorarlberg)

Robert-Musil-Institut/Musilhaus, Klagenfurt; 14. Februar 2023, 19:30
Uhr / mit Stefan Kutzenberger (für Oberösterreich) und Antonio Fian
(für Kärnten)



Antonio Fian, geboren 1956 in Klagenfurt, lebt seit 1976 in Wien; Autor von Romanen, Erzählungen, Essays und Dramoletten. Zahlreiche Preise, u.a. der ›Österreichische Staatspreis für Kulturpublizistik‹ 1990. Mit seinem Roman *Das Polykrates-Syndrom* (Droschl, 2014; verfilmt als *Glück gehabt*, 2019) war er auf der Longlist zum ›Deutschen Buchpreis‹. Zuletzt erschienen: *Wurstfragen* (Droschl, 2022).

Stefan Gmünder, geboren 1965 in Bern, lebt seit 1993 in Wien. Arbeit für verschiedene Printmedien, seit 1998 bei der Wiener Tageszeitung *Der Standard* tätig, deren Literaturredakteur er ist. 2021 erhielt er den ›Österreichischen Staatspreis für Literaturkritik‹.

Stefan Kutzenberger, geb. 1971 in Linz, studierte in Wien, Buenos Aires, Lissabon und London und lebt als Schriftsteller, Kurator und Literaturwissenschaftler in Wien. Zahlreiche Publikationen und Präsentationen zu Autofiktion, Kunst und Kultur in Wien um 1900 und zur literarischen Wechselbeziehung zwischen der europäischen und der lateinamerikanischen Literatur. Seit 1996 vielfältige internationale Kunstprojekte. Zuletzt erschienen: *Kilometer null* (Berlin Verlag, 2022).

Verena Roßbacher, geboren 1979 in Bludenz, aufgewachsen in Österreich und der Schweiz. Lebt in Berlin und unterrichtet am Literaturinstitut in Biel. Zahlreiche Veröffentlichungen, zuletzt *Mon Chéri und unsere demolierten Seelen* (Kiepenheuer & Witsch, 2022), wofür sie 2022 mit dem ›Österreichischen Buchpreis‹ ausgezeichnet wurde.



ANTONIO FIAN 18 Hallo? Sind Sie noch da?

STEFAN KUTZENBERGER 22 L=H und die Stallwärme
der Literatur

VERENA ROßBACHER 28 Wenn Reden ein
Soufflé ist

HALLO? SIND SIE NOCH DA?

Es mag einerseits an meinem fortgeschrittenen Lebensalter liegen und an der Tatsache, dass ich seit über vier Jahrzehnten den Schriftstellerberuf ausübe, andererseits aber auch an ökonomischen und gesellschaftspolitischen Veränderungen, die in dieser Zeitspanne vor sich gegangen sind, dass mir die in all den Jahren unzählige Male gestellte und stets geduldig beantwortete Frage, ob es eine österreichische Literatur gebe und wenn ja, was das Besondere an ihr sei, zum Hals heraushängt, mehr als das, dass sie mir vor allem, eben der Veränderungen wegen, die zu jenem ökonomischen und gesellschaftspolitischen Zustand geführt haben, in dem wir uns befinden, geradezu lächerlich, jedenfalls irrelevant erscheint gegenüber der nach und nach ebenfalls irrelevant zu werden drohenden Frage, ob es überhaupt noch Literatur gebe und wenn ja, welche Bedeutung ihr zukomme, denn während Werken der Literatur, auch der österreichischen Literatur früher, in den Jahren, in denen ich diesen Beruf auszuüben begonnen habe, in diversen gesellschaftspolitischen Bereichen, beispielsweise im Bildungswesen noch ein gewisser Stellenwert beigegeben wurde, haben sich heute – ...

Wie bitte? Was sagen Sie? Sie können nicht oder jedenfalls nur schwer folgen? Obwohl ein Freund der Literatur, ja eine Bücherverschlingerin und als solche ein gewissenhafter Leser der von Rezensent_innen in jüngerer Zeit zur Lektüre empfohlenen Neuerscheinungen, etwa der Kriminalromane von Bernhard Aichner, sind Sie an längere Perioden nicht mehr gewöhnt und müssten mich daher bitten, meine Sätze ein wenig abzukürzen? Gut. Kein Problem. Ich habe Erfahrung diesbezüglich. Ich kenne mich aus mit einfacher Sprache. Ich habe vor einiger Zeit Goethes *Faust* in einfache Sprache

übertragen. Für das Literaturhaus Frankfurt. Von irgendetwas muss man ja leben als hauptberuflicher Schriftsteller. Mit Übersetzungen in einfache Sprache kann man ein bisschen Geld verdienen. Im Literaturhaus Frankfurt ist einfache Sprache sehr beliebt. Möglicherweise ist dort inzwischen überhaupt keine andere Sprache mehr erlaubt. Was? Aber nein, natürlich meine ich das nicht im Ernst! Scherz natürlich! Haben Sie denn keinen Humor?

Egal. Wo waren wir stehengeblieben? Bücherver-schlingerin, richtig, lesenswerte Bücher, Bernhard Aichner, kurze Sätze, Kriminalromane. Gut, dass Sie das erwähnen. Gerade am Beispiel der Kriminalromane lässt sich der unaufhaltsam scheinende Niedergang der Literatur gut beobachten. Erinnern Sie sich noch, was für erstklassige Kriminalromane es einmal gegeben hat? Ich rede jetzt gar nicht von Chandler, Highsmith, Simenon, Glauser und wie sie alle heißen, so weit zurück muss man gar nicht blicken. Noch Wolf Haas' Brenner-Romanen aus den neunziger Jahren wohnt weitaus mehr sprachliche Könnerschaft, eine weitaus höhere literarische Potenz inne als den meisten der heute von der Kritik als bedeutend bezeichneten und mit diversen Buchpreisen ausgezeichneten sogenannten ernsthaften Romanen. Paradoxerweise aber hat gerade der Erfolg dieser Brenner-Romane zum Niedergang der Kriminalliteratur und der Literatur überhaupt beigetragen, neben den veränderten gesellschaftlichen und ökonomischen Bedingungen natürlich. Da ja seit einigen Jahren die Qualität von Literatur hauptsächlich, wenn nicht ausschließlich an der Quantität der verkauften Bücher gemessen wird, war es nur logisch, dass schon nach kurzer Zeit Heerscharen von minderbegabten Imitatorinnen und Imitatoren auftauchten, die nun, vergleichbar – wenngleich in diesem Fall der Geschäftssinn eine geringere Rolle gespielt haben dürfte – den Heerscharen von Thomas Bernhard-Imitatorinnen der achtziger Jahre, die glaubten, die vermehrte Setzung

des Wortes „naturgemäß“ reiche aus, um die stilistische Virtuosität des Originals zu erreichen, den Markt mit ihren Produkten fluteten und das, zumindest teilweise, mit dem von ihnen erhofften Erfolg, dass das österreichische Fernsehen, das ja, wie alle Fernsehstationen, diverse den Publikumsgeschmack erforschende Beratungsfirmen beschäftigt und daher die Auswirkungen der gesellschaftspolitischen und ökonomischen Entwicklung genauestens kennt, ja deren zukünftige Auswirkungen bereits zu berücksichtigen in der Lage ist und daher aus allem, was ihm angeboten wird, die minderwertigsten Produkte auswählen kann, um daraus Fernsehserien zu machen, aus ihren Büchern Fernsehserien gemacht und gut bezahlt hat, was wieder neue Autor:innen dazu anstacheln musste – ...

Was sagen Sie? Schon wieder zu lang? Wenn ich nicht endlich, wie ich versprochen habe, aufhöre, so lange Sätze zu bilden, werden Sie gezwungen sein aufzuhören, mir zuzuhören? Tut mir leid. Keine Absicht. Manchmal vergesse ich Dinge. Manchmal vergesse ich sogar mich. Das Alter, wissen Sie. Die Ablenkungen. Die gesellschaftlichen Verhältnisse. Das Grauen. Das Grauen.

Aber bleiben Sie geduldig, bitte. Versuchen wir es noch einmal. Was war es, das Sie wissen wollten? Die österreichische Literatur, stimmt. Das Besondere an ihr, genau. Tja, dazu kann ich nichts sagen. Früher habe ich alles Mögliche dazu sagen können, Sie können es nachlesen. Aber jetzt. Interessiert mich nicht mehr. Ihr Niedergang ist das einzige, was mich noch interessiert an der österreichischen Literatur, an der Literatur überhaupt. Der österreichische Beitrag zu diesem Niedergang, darüber können wir reden. Österreicher haben ja eine prominente Rolle gespielt in diesem Prozess, Österreicher haben ihn wenn schon nicht herbeigeführt, so doch jedenfalls beschleunigt, Österreicher haben beispielsweise diesen unsäglichen Ingeborg-Bachmann-Preis er-

funden, der seinerseits diese unsägliche Ingeborg-Bachmann-Preis-Literatur hervorgebracht hat, diese elendlangen und elendlangweiligen wichtigerischen, von sich als Literaturkritiker/innen ausgebenden Verlagslobbyistinnen stets als ungemein wichtig und ungemein spannend bezeichneten Romane, die seit Jahren den Buchmarkt überschwemmen und die herzustellen man an einer ständig wachsenden Zahl von Schreibakademien lernen kann, deren wichtigste und einflussreichste zwar in Deutschland, in Leipzig gegründet wurde, allerdings ebenfalls von einem Österreicher, Josef Haslinger, dessen eigene Romane man nur zu lesen braucht, um zu wissen, was für eine Art von Literatur in dieser Akademie in Leipzig – ...

Ah, verdammt! Schon wieder! Es tut mir leid, ich –
...

Hallo?

Es tut mir leid, ich – ...

Hallo? Sind Sie noch da? Hören Sie mich?

Hallo?

L=H UND DIE STALLWÄRME DER LITERATUR

Um einen Menschen zu verstehen, sagte Napoleon Bonaparte angeblich, muss man die Welt verstehen, in der dieser zwanzig Jahre alt war. Für ihn war dies das Frankreich des Jahres 1789, das Jahr der Revolution. In diesem gab er seine literarischen Ambitionen auf und entwickelte stattdessen militärische. Zweihundertzwei Jahre später war ich zwanzig Jahre alt und gab meine militärischen Ambitionen auf: Anstatt in Linz zum Bundesheer zu gehen, zog ich nach Wien, um mich der Literatur zu widmen. Mit einer Revolution konnte die Weltgeschichte nicht dienen, aber doch mit einer Zeit des Wandels, in der Hitparade war gerade *Wind of Change* von den Scorpions Nummer eins, in dem über die neue Ost-West-Verständigung gesungen wurde, über den Wind, der alte Feindschaften fortweht, was den Nerv der Zeit traf, nicht aber meinen Musikgeschmack, der damals schon relativ klar ausgeprägt war, aus den Lautsprechern tönen heute noch ähnliche Klänge wie damals, während ich mich im Reich der Literatur gerade erst aufmachte, neue Welten zu entdecken und diese bald in den grenzenlosen Genialitäten der lateinamerikanischen Literatur fand.

Stefan Kutzenberger

Napoleon und ich haben gespiegelte Leben, wer hätte das gedacht: Als Napoleon zwanzig wurde, brach die Französische Revolution aus, und er kehrte von Paris in seine Geburtsstadt Ajaccio zurück, um die Befreiung Korsikas vorzubereiten, während ich nur wenige Tage nach meinem zwanzigsten Geburtstag im September 1991 meine Heimatstadt Linz verließ und nach Wien zog, um dort im Kabinett meiner Oma mit dem Studentenleben zu beginnen. Oma war als Berliner Jüdin über Amsterdam nach

Indonesien geflüchtet, wo sie sich gemeinsam mit Opa ein neues Leben aufbaute. Durch den Militärputsch 1965 mussten sie dieses aufgeben und landeten nach den Stationen Linz und Steyr schließlich in Wien, womit sie beweisen, dass Heimat etwas Unbeständiges ist. Obwohl meine Oma zwei Mal alles verloren hatte, einmal in Berlin, dann in Surabaya, obwohl ihre ganze Familie im Holocaust ermordet wurde, habe ich sie niemals jammern hören. In meinem kleinen Zimmer in ihrer Wiener Wohnung befand sich Opas Bibliothek der Weltliteratur, die er sich zusammengekauft hatte, noch bevor er als chinesischer Indonesier im österreichischen Exil die deutsche Sprache erlernt hatte. Heute verstehe ich, dass ihm die Literatur Trost und Halt gab, dass sie ihm Heimat war, egal in welcher Sprache, eine treuere Heimat, als es Länder, gebeutelt im Wind der Weltgeschichte, je sein konnten.

Der mexikanische Autor Carlos Fuentes sagte einmal, als er auf die Unterschiede zwischen lateinamerikanischer und spanischer Literatur angesprochen wurde: Wir sind alle Einwohner von La Mancha, dem größten Land der Welt. Und Peter Handke rief empört aus, als er nach dem Nobelpreis zu politischen Fragen befragt wurde: Ich komme von Cervantes! Und recht hatte er, naturgemäß, wir alle kommen von Cervantes und wir alle sind Einwohner von La Mancha, reiten verirrt und verwirrt auf einem klapprigen Gaul durch die Steppe und versuchen uns einen Reim auf das zu machen, was uns geschieht, egal woher wir kommen und egal in welcher Sprache wir schreiben. Nationale Literaturen sind nur eine Erfindung der napoleonischen Kriege, künstliche Konstrukte, die wir hoffentlich schon wieder hinter uns gelassen haben. Es wäre doch schade, wenn der Engländer William Shakespeare zwar über den Prinz von Dänemark und über die Liebenden von Verona schreiben durfte, wir da-

gegen aber von Bergen, Äckern, Domen und Häm-
mern berichten müssen – und als Oberösterreicher
im besten Fall von Hunden und Müttern.

Mit dem Wegzug aus Linz begann mein Leben in
der Literatur und nach und nach wurde diese meine
neue Heimat. Nach einem Vierteljahrhundert war
ich dann schließlich bereit, selbst Literatur zu
schaffen. Und auch das ist die Geschichte eines
Wegzugs: Meine Eltern hatten beschlossen, unser
Haus in Linz zu verkaufen und nach Wien zu über-
siedeln, weil das vernünftiger war, nahe bei den Kin-
dern und Enkeln, eine kleine Wohnung statt vieler
Stiegen. Während meine Eltern das sehr nüchtern
sahen, erwischte es mich am falschen Fuß. Plötzlich
hatte ich keine Basis mehr in Linz, fühlte mich mei-
ner Wurzeln beraubt, musste, wenn ich in meiner
Heimatstadt war, im Hotel übernachten! Da reifte in
mir der Entschluss, mir mein Linz einfach zu er-
schreiben, einen Linz-Roman zu verfassen, mit mir
selbst als Protagonisten. So entstand *Friedinger*,
mein erster Roman, den ich unverlangt an den Deu-
tliche Verlag schickte und von dessen Direktorin,
Martina Schmidt, ich am 3. August 2016 die dürren,
aber weltverändernden Worte erhielt: „Ich kann Ih-
nen einen Vertrag anbieten.“ Spielte es eine Rolle,
dass Martina Schmidt auch Oberösterreicherin ist?
Protektion durch Herkunft? Sie stammt aus dem In-
nviertel, wie meine Verwandten, bei denen ich als
Kind die Ferien verbracht habe, und wenn ich heute
daran denke, so sehe ich einen sonnenbestrahlten
Bauernhof vor mir, grün wiegende Wiesen, einen
kleinen roten Traktor, Bilder wie aus einem Touris-
musprospekt des Hoamatlandes, in deren Haupt-
stadt ich aufgewachsen bin, deren Sprache ich
spreche. Diese Sprache ist mir im Gegensatz zum
Dialekt der Verwandten am Bauernhof immer lang-
weilig neutral vorgekommen, bis ich im Lektorat
meiner Romane für den deutschen Berlin Verlag

lernen musste, dass das, was ich als hochdeutsche Prosa erachtete, für deutsche Ohren oft wie Mundartgedichte klingt. Bei den Diskussionen über Austriazismen war ich meist viel zu weich, habe Grammatik und Vokabular angepasst, im Wissen, dass der Kampf verloren war, dass uns das traurige Einheitsdeutsch des nördlichen Nachbarn längst überrollt hat und die eigenen Kinder sprechen, als ob sie in Kassel aufgewachsen wären und nicht am Wiener Stadtrand, im äußersten Westen der Bundeshauptstadt, so weit im Westen, dass es schon fast wieder Linz ist, fast wieder das Hoamatland. Eine Definition dieser Hoamat könnte so lauten:

Ich kenne deren Bräuche, habe deren Geschichte in der Schule gelernt und tue heutzutage so, als würde ich deren Gegenwart verstehen. Doch fehlt in dieser Definition die Literatur, denn diese ist es, in der ich mich am wohligensten zu Hause fühle. Man könnte das in die mathematische Formel $H = L$ zusammenfassen. Heimat = Literatur. Was aber ist Literatur?

Literatur ist nichts anderes als der Versuch, die Heimat zu erklären. Deshalb kann man das H der Gleichung durch L ersetzen, sodass sich die redundante Definition ergibt $L = L$, Literatur ist der Versuch, die Literatur zu erklären. Und genau daran glaube ich.

Romane beschäftigen sich nicht mit der Scholle, auf der sie entstanden sind, sondern mit sich selbst. Jeder gute Roman ist ein Meta-Roman, der über die Kunst der Fiktion reflektiert. Deshalb hat unsere Heimat, sobald man etwas intensiver über sie nachdenkt, die Tendenz, sich in Fiktion aufzulösen. Denke ich aber an die Bücher, die mich geprägt und durch mein Leben begleitet haben, empfangen mich dieselben warmen Sonnenstrahlen wie in den Wiesen um Tante Gertis Bauernhof, und nicht von

ungefähr spricht Thomas Mann von der Stallwärme der Kunst, denn genau die ist es, die ich verspüre, wenn ich mich ins Reich der Literatur zurückziehe.

WENN REDEN EIN SOUFLÉ IST

In einem Brief an seine Schwester schrieb Lessing: „Schreibe, wie Du redest, so schreibst Du schön.“

Es ist ein Satz, der Autoren gerne ans Herz gelegt wird, er leuchtet mir intuitiv auch sofort ein und oft schon habe ich darüber gegrübelt, was er bedeutet.

Was meint er eigentlich mit *schön*? Ist es schön, wenn wir schreiben, wie wir reden, weil es damit authentisch ist? Sollten wir uns schreibend eng an die gesprochene Sprache halten, um nicht allzu gekünstelt zu klingen, wenn wir schreiben? Um die Schriftsprache nicht als Hürde zu sehen, als etwas Fremdes, in dem wir uns nicht recht wohlfühlen und dementsprechend nur unbehaglich in ihr zurechtkommen? Geht es ihm um die Syntax, um den Sound, um die ganze Atmo etwa, alles Dinge, die wir im Gespräch so leichthändig herzustellen wissen und die als Text uns plötzlich Kopfzerbrechen machen? Im Reden fügt so selbstverständlich sich alles zusammen, die Modulation unserer Stimme, unsere Gestik, unsere Mimik, die emotionale Verbindung zwischen den Redenden, die Spannung oder die Vertrautheit, der Raum, in dem wir uns befinden und die Hintergrundgeräusche um uns herum. Ganz anstrengungslos scheint alles da zu sein, das ganze Setting eines Gesprächs, und dabei suchen wir keineswegs nach Perfektion, spielerisch passen wir uns unserem Gesprächspartner an, wir lachen oder setzen Teewasser auf, dazwischen klauben wir unserem Gegenüber eine Fluse vom Pullover und die tiefe Herbstsonne scheint durchs Fenster und von einem Moment auf den andere ist alles ganz magisch und wir lächeln und sagen: „Schönes Licht“. Zu reden ist mehr, als nur Worte aneinanderei-zureihen, und die Schwierigkeit ist es, dieses Mehr ins Schreiben zu transferieren.

Jeden Autor, der aus einer ausgeprägt dialektalen Gegend stammt, stellt Lessings Aufforderung vor noch ganz andere Hürden – wenn sowieso schon eine gewisse Diskrepanz herrscht zwischen dem Reden und dem Schreiben, wie erst soll damit verfahren werden, wenn noch dazu die Worte im Reden so ganz andere sind als die im Schreiben? Und wie, fragt man sich angelegentlich, hat Lessing – immerhin stammte er aus der Lausitz, er müsste also schlimm gesächstelt haben – das bitte gelöst? Klang der *Nathan* wirklich, als würde das Stasi-Ensemble Theater spielen? Oder dachte er gar nicht an Dialekte, wenn er vom Reden und vom Schreiben sprach?

Es gibt Dialekte, die empfinden wir durchaus als schön, das Sächsische gehört ganz sicher nicht dazu. Wie auch beim Badischen denken Auswärtige immer gern, es wäre eine Sprache, in der sich ausschließlich Albernnes verhandeln lässt, und wenn es nicht schon albern ist, so wird es albern, sobald der Badenser loslegt und der Sachse sächstelt.

Die Deutschen mögen es beispielsweise gern, wenn das Österreichische so ein bisschen angewiebert ist, sie sagen dann *Charme* und *Schmäh* und fühlen sich sofort verführt und umschmeichelt, wie in einem Urlaubsflirt; das Bayrische ist quasi gemacht fürs Kabarett, das Berndeutsche mit seinem üppigen Mundgefühl, das kann man wunderbar singen und was damit dichten und das Tirolerische versteht zwar kein Mensch, aber alle findens richtig urtümlich, einfach schön. Zumindest auf der Bühne, gesprochen, funktioniert das in der Kunst recht gut, sobald man diesen ganzen Zauber verschriftlichen will, wird's komplizierter.

Man kommt nicht um eine gewisse Übersetzungsleistung herum, und ich vermute, diese Erschwernis ist es, die womöglich gar nicht nur Nachteile mit sich bringt.

Ein guter Übersetzer macht zwangsläufig etwas, das vergleichbar ist mit dem Versuch, *so zu schreiben, wie man redet, damit es schön ist* – er versucht, über das reine Wort hinaus herauszufinden, was die Stimmung ist in einem Text, wie etwas gemeint ist, er ist aufmerksam für das Drumherum und ob da womöglich irgendwo schönes Licht ist und jemand lächelt, auch wenn es nicht da steht. Ansonsten hat er zwar eine Übersetzung, die im Grunde korrekt ist, eins zu eins stimmt jedes Wort, aber es hilft nichts. Wie ein Wald mehr ist als die Summe seiner Bäume und ein Soufflé mehr als die Summe seiner Zutaten ist ein Text mehr als die Summe seiner Worte.

Jeder Autor steht also, wenn er im Lessing'schen Verständnis schön schreiben will, vor der Aufgabe, all dies zu beherzigen und etwas Organisches zu erzeugen und nichts Hermetisches, er sollte ein Auge und ein Ohr und ein Gespür dafür haben, was während des Redens alles vor sich geht, um es sodann schreibend so zu verwandeln, dass die Lebendigkeit des Redens erhalten bleibt.

Für die Übersetzer unter den Autoren, die zu alledem immer noch die Frage des Dialekts zu bewältigen haben, ist das vielleicht sogar einfacher – sie müssen sich eh einen Trick ausdenken, wie sie den Verlust der gesprochenen Sprache ausgleichen können, sie müssen sowieso schon sehr genau gelauscht haben, um diese merkwürdige Spielart des Redens irgendwie einzufangen, sie müssen Strategien entwickeln, die Substitute, die sie haben, bestmöglich zu verwenden – und das sind natürlich keine anderen, als diejenigen, die das Reden ins Schreiben transformieren, weil dann ist es schön.

Dialekt ist, man könnte es auch so sagen, reden in seiner pursten Form – er ist gar nicht zur Verschriftlichung gedacht.

Im Grunde ist die geschriebene Sprache wie eine

gut ausgestattete Requisite, in der man sich bedienen kann. Wenn man geschickt ist, kriegt man ganz verblüffende Effekte hin. Wenn das Hochdeutsche nicht die Muttersprache ist, weiß man immerhin sehr genau, dass man im Theater ist, wenn man schreibt. Ich glaube, das ist gar nicht schlecht. Es bewahrt einen vielleicht davor, das alles allzu ernst zu nehmen, mit großen Gesten bedient man sich im Fundus und fummelt am Licht herum, bis es hinhaut mit der tiefen Herbstsonne, und diese Unbekümmertheit, die kommt dann dem eigentlichen Reden wieder ziemlich nah, und dann ist es schön, das Schreiben.

Und wenn nun Reden ein Soufflé ist, was dann? Ich weiß nicht. Wenn man ein Spitzenkoch ist, sollte man nicht schüchtern sein, alles fröhlich miteinander vermengen und hoffen, dass es nicht zusammenfällt. Ansonsten rate ich zum Käsebrod. Es ist auch die Summe seiner Zutaten, aber es sind einfach weniger Zutaten.